

Tamar Lewinsky

# Herausforderungen, Chancen und Grenzen partizipativer Sammlungsprojekte am Jüdischen Museum Berlin

Kulturhistorische Museen beschäftigen sich in den vergangenen Jahrzehnten auch in ihrer Sammlungsarbeit vermehrt mit Projekten, die Partizipation als weitgehend gleichberechtigten Prozess zwischen Museum und Communities ausloten. Dieser demokratisierende Anspruch auf Inklusion, Partizipation von Communities und Multiperspektivität ist auch in der neuen ICOM-Definition verankert. Dabei lässt sich der theoretische Anspruch nicht problemlos in museale Praxis überführen, ohne das Museum als Institution grundsätzlich auf den Prüfstand zu stellen und zu öffnen.<sup>1</sup>

Aspekte wie Größe und Auftrag eines Museums, seine institutionelle Verfasstheit und die Arbeitskontakte, in denen partizipative Sammlungsprojekte erprobt werden, spielen eine entscheidende Rolle dabei, welcher Grad an Partizipation überhaupt umsetzbar ist. In seinem Leitbild streicht das Jüdische Museum Berlin die grundlegende Bedeutung jüdischer Perspektiven und jüdischer Vielstimmigkeit für seine Arbeit hervor.<sup>2</sup> Gleichzeitig ist es als bundesunmittelbare Stiftung kein jüdisches *Community*-Museum. Welche Herausforderungen sich aus diesem Spannungsfeld für die partizipative Sammlungsarbeit ergeben, soll in diesem Beitrag diskutiert werden. Im Besonderen soll es dabei um die Frage gehen, wie eine jüdische Öffentlichkeit erreicht und in einer Bundeseinrichtung mit überregionalem Sammlungsauftrag aktiv an Sammlungsprozessen beteiligt werden kann.

Exemplarisch soll dies anhand von zwei partizipativen Sammlungsprojekten betrachtet werden, die sich beide explizit an eine jüdische Öffentlichkeit richteten, jedoch in methodischer und formaler Hinsicht unterschiedlich konzipiert waren. Zum einen das Sammlungsprojekt „Objekttage“, das seit 2017 die vielfältigen Migrationsbiografien von Jüdinnen und Juden in Deutschland dokumentiert, zum anderen die ausstellungsfokussierte thematische Sammlung von Objekten zum jüdischen Leben in der DDR. Anhand dieser beiden Beispiele soll aufgezeigt werden, welche Herausforderungen und Chancen die Partizipation für die Erweiterung und Weiterentwicklung der Sammlung des Jüdischen Muse-

---

<sup>1</sup> Vgl. z. B. Höllwart: Eine Beziehung mit offenem Ausgang, S. 163.

<sup>2</sup> Vgl. <https://www.jmberlin.de/leitbild-jmb#:~:text=Das%20Museum%20steht%20f%C3%BCr%20das,und%20jede%20Form%20von%20Diskriminierung.>

ums Berlin mit sich bringt, bis zu welchem Grad sich theoretischer Anspruch und praktische Arbeit verbinden lassen und wo die Grenzen partizipativer Sammlungsarbeit liegen.

## Das partizipative Sammlungsprojekt „Objekttage“

Migration ist seit der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart hinein konstitutiv für die Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland. Neben den überlebenden und zurückgekehrten deutschen Jüdinnen und Juden waren es zunächst *Displaced Persons* aus Mittel- und Osteuropa, die zum Wiederaufbau jüdischen Lebens beitrugen. In den folgenden Jahrzehnten gab es kleinere Zuwanderungen aus verschiedenen Ländern in die BRD. Durch die Immigration von Jüdinnen und Juden aus den Ländern der (ehemaligen) Sowjetunion vor allem seit Ende der 1980er-Jahre veränderte sich der Charakter der jüdischen Gemeinschaft in Ost- und Westdeutschland schließlich grundlegend. Auch heute diversifiziert sich jüdisches Leben in- und außerhalb der Gemeinden durch Migration, beispielsweise aus Israel, weiter.

Mit dem auf mehrere Jahre angelegten und deutschlandweit durchgeführten partizipativen Projekt „Objekttage“ versuchte das Jüdische Museum Berlin deshalb, das für die vergangenen Jahrzehnte so relevante Thema Migration in Objekten und Geschichten für seine Sammlung zu übersetzen und damit als Teil des materiellen und immateriellen jüdischen Kulturerbes in Deutschland zu bewahren.<sup>3</sup> Für die „Objekttage“ wurden Jüdinnen und Juden eingeladen, den Projektmitarbeiterinnen ein Objekt zu zeigen, das mit ihrer eigenen Migration in Verbindung steht, und ihre mit dem Objekt verbundenen Erinnerungen und Geschichten zu erzählen. Diese partizipative Methodik war für die sammelnden Bereiche des Museums zu Beginn des Projekts 2017 noch unerprobt. Referenzprojekte mit ähnlichen Formaten haben sich aber besonders in stadt- und regionalgeschichtlichen Museen etabliert.<sup>4</sup>

Die Besonderheit der „Objekttage“ und zugleich – wie im Weiteren zu zeigen sein wird – eine der Herausforderungen im Vergleich zu Projekten mit

---

<sup>3</sup> Das Projekt wurde durch Alina Gromova, Theresia Ziehe und Tamar Lewinsky initiiert. Von 2021 bis 2025 wurde es von Sofya Chernykh als Projektassistentin betreut.

<sup>4</sup> Vgl. z. B. Akkiliç/Bakondy/Bratić/Wonisch: Schere Topf Papier; Berger/Pereña/Yıldız: Über das Projekt „Hier Zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“; Jutta Fleckenstein: „Zeigt her Eure Dreidl!“.



**Abb. 1:** Porträt Noa Rafaeli. Rafaeli wuchs in Israel auf und lebt seit 2014 in Deutschland. Teilnehmerin am Projekt „Objekttage“ im Dezember 2017. © Jüdisches Museum Berlin. Foto: Stephan Pramme.

ähnlicher Methodik lag allerdings in der Überregionalität des Vorhabens: Im Stiftungsgesetz des Museums ist der Auftrag verankert, jüdisches Leben nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland zu erforschen und darzustellen. Das Projektteam reiste deshalb nach Düsseldorf, Dresden, Hamburg, Kassel, Mannheim und Regensburg, um mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern über ihre Migrationserfahrungen zu sprechen.

Unabhängig vom Veranstaltungsort waren die „Objekttage“ formal einheitlich aufgebaut. Die mitgebrachten Objekte wurden gemeinsam angesehen und es wurden, ausgehend von den Objekten, biografische Audio-Interviews geführt. Zusätzlich wurden die Objekte grob dokumentiert und die Möglichkeit einer Schenkung oder Leihgabe abgefragt. Der Fotograf Stephan Pramme begleitete das Gesamtprojekt und portraitierte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit ihrem Objekt. Die so entstandenen Portraitaufnahmen weisen für jeden „Objekttag“ eine Serialität auf, indem ein bestimmtes Hintergrundelement im Bild sichtbar ist.

Insgesamt nahmen 129 Personen an neun „Objekttagen“ teil. Die Mehrheit von ihnen stammt aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion – aus dem Baltikum, Russland, der Ukraine oder Zentralasien. Es sind aber auch viele weitere Herkunftsländer vertreten: Australien, Belgien, Frankreich, Iran, Israel, Marokko, Mexiko, Polen, Rumänien, Schweiz, Slowakei, Südafrika, Tunesien, Türkei,

Ungarn und USA. Das Projekt entwickelte sich als generationenübergreifend. Das Alter und das Jahr, in dem die Migration stattfand, sind divers. Unterschiedlich sind auch die Gründe für die Einwanderung nach Deutschland sowie die Migrationsformen.

In den vergangenen Jahren durfte das Jüdische Museum Berlin zahlreiche Objekte, die zu den „Objekttagen“ mitgebracht worden waren, als Schenkungen in seine Sammlung aufnehmen. Einige davon sind mittlerweile in der Dauerausstellung des Museums zu sehen und erzählen von den Migrationserfahrungen russischsprachiger Jüdinnen und Juden nach Deutschland. Auf der Website des Museums gibt eine Galerie Einblicke in das Projekt: Zu sehen sind dort Foto-Portraits und kurze biografische Texte, die auf Grundlage der Interviews und in Abstimmung mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern verfasst wurden.<sup>5</sup> Zum Abschluss des Sammlungsprojekt erschien 2025 die Publikation „Objekttage“, die 125 Porträts und Migrationsgeschichten der Teilnehmer\*innen versammelt. Bei einem Podiumsgespräch im Rahmen der Buchpräsentation stellten drei der Teilnehmer\*innen ihre Objekte vor und reflektierten ihre eigene Migrationsbiografie im Kontext des Projekts.<sup>6</sup>

## **Partizipatives Sammeln im Rahmen der Ausstellung „Ein anderes Land“**

Als dynamischer und partizipativ angelegter Prozess gestalteten sich die Vorbereitungen auf die Wechselausstellung „Ein anderes Land. Jüdisch in der DDR“, die von September 2023 bis Januar 2024 im Altbau des Jüdischen Museums Berlin zu sehen war. Die Schau, die sich ihrem komplexen Thema aus einer alltagsgeschichtlichen, akteurszentrierten und jüdischen Perspektive näherte, nahmen die Kuratorinnen der Ausstellung zum Anlass, die Sammlung des Museums zu diesem Kapitel deutsch-jüdischer Nachkriegsgeschichte zu befragen. Gleichzeitig setzten sie sich zum Ziel, den bisherigen Bestand durch Objekte zum jüdischen Leben in der DDR zu erweitern. Mit dem themenbezogenen Sammeln, das auch im Sammlungskonzept verankert ist, wollte das Museum einen bisher einzigartigen thematischen Schwerpunkt aufbauen und zur Sichtbarmachung und

---

<sup>5</sup> Vgl. <https://www.jmberlin.de/jmb-journal-18-objekttage>.

<sup>6</sup> JMB: Objekttage. Erinnerungsstücke und Migrationsgeschichten.

langfristigen Bewahrung dieses Kapitels deutsch-jüdischer Nachkriegsgeschichte beitragen.<sup>7</sup>

Im Rahmen der Recherchen wurden deshalb zahlreiche mögliche private Leihgeberinnen und Zeitzeugen kontaktiert. Zudem machte das Museum mit einem Sammlungsauftruf auf seine Suche nach der materiellen und immateriellen Geschichte der Jüdinnen und Juden in der DDR aufmerksam. Gemäß einem Leitgedanken der Sammlungsarbeit lag der Fokus hier auf Objekten, mit denen Geschichte erzählt werden kann. Das heißt, dass es nicht ausschließlich um die visuelle Qualität eines Objektes geht, sondern die Stärke des Objekts sich aus der Verbindung mit dem Narrativ, von dem es begleitet ist, ergibt. Gerade durch den Sammlungsauftruf erhofften sich die Kuratorinnen, bisher kaum oder ganz unbekannte Biografien, Familiengeschichten und Objekte zu finden und zukünftige Stifterinnen und Stifter dafür zu sensibilisieren, dass das Jüdische Museum Berlin jüdische Geschichte auch für die Zeit seit 1945 dokumentiert, ausstellt und sammelt.

Rezipiert wurde der Sammlungsauftruf von Angehörigen der ersten, zweiten und dritten Generation von Jüdinnen und Juden aus der DDR. Die Resonanz und der Rücklauf waren breit, ernsthaft und durchaus positiv. Viele der Leihgeberinnen und Stifter, mit denen die Kuratorinnen in einen intensiven Dialog traten durften, stammten aus Ostberlin. Nur eine Minderheit war mit der jüdischen Gemeinde in Ostberlin oder einer der sieben anderen kleinen Gemeinden in der DDR verbunden gewesen. Die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner hatten damit zwangsläufig auch unterschiedliche Sichtweisen auf die DDR und unterschiedliche Antworten auf die Frage, welche Rolle ihr Judentum oder ihre jüdische Herkunft in der DDR spielten.

Aus den langen Gesprächen, in denen eine gegenseitige Vertrauensebene aufgebaut und den Beitragenden die Möglichkeit gegeben wurde, ihre Geschichte und die Geschichte der Jüdinnen und Juden in der DDR aus ihrer persönlichen Perspektive zu erzählen, erwuchs eine grundlegende Entscheidung für das kuratorische Konzept: Die kuratorische Stimme wurde in der Ausstellung stark zurückgenommen, während sich die Stimmen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen durch Zitate und Interviews zu einem Mosaik jüdischer Erfahrungen zusammensetzten.

---

<sup>7</sup> Als Kuratorinnen waren Martina Lüdicke, Theresia Ziehe und Tamar Lewinsky für das Projekt verantwortlich.



**Abb. 2:** Die Stifterin Ruth Zadek bei der Ausstellungseröffnung von „Ein anderes Land. Jüdisch in der DDR“ an einer Vitrine mit Objekten zu ihrer Familiengeschichte. © Jüdisches Museum Berlin. Foto: Jule Röhr.

Viele der Objekte, die das Museum zunächst als Leihgaben zur Verfügung gestellt bekam, wurden während der Laufzeit in Schenkungen umgewandelt. Die Präsentation in der Ausstellung und der kontinuierliche inhaltliche Austausch mit den Museumsmitarbeiterinnen diente hier als Motor und Motivator. In den Monaten nach der Ausstellungseröffnung durfte das Jüdische Museum Berlin darüber hinaus umfangreiche Konvolute und Familiensammlungen für seine Sammlung entgegennehmen.

## Das Museum als Ort der Begegnung

Nicht nur in Vorbereitung der Ausstellung, sondern auch während der Laufzeit standen die Kuratorinnen in engem Austausch mit den Leihgeberinnen und Stiftern. Mit der Ausstellung sollte auch ein Forum, ein Gesprächsraum geschaffen werden, um dieses komplexe Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte weiter zu verhandeln. Konkret übersetzte sich dieses Anliegen mit der Integration eines modularen Raumes in den Ausstellungsrumgang, in dem regelmäßig Ver-

anstaltungen stattfanden: *Show-and-Tell*-Formate, Zeitzeugengespräche, literarische Diskussionen. Gemeinsam waren den unterschiedlichen Formaten der persönliche und manchmal auch intime Austausch, engagierte Diskussionen um Perspektiven und Selbstverständnisse.<sup>8</sup>

Für die Akteure wurde die Ausstellung und die damit verbundene Sichtbarkeit des Themas teilweise zum Anlass für eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen familiären Herkunft. Durch und in der Ausstellung lernten sich Menschen kennen. Bei der Ausstellungseröffnung trafen sich Personen nach Jahrzehnten wieder, deren Geschichten biografisch miteinander verwoben waren. Nicht wenige von ihnen besuchten die Ausstellung und die Begleitveranstaltungen wiederholt. Einige Zeitzeuginnen führten auch kleinere und größere Gruppen alleine oder gemeinsam mit den Kuratorinnen durch die Ausstellung, wiesen auf von ihnen wahrgenommene Defizite der Schau hin und ergänzten das Gezeigte durch eigene Erinnerungen und Perspektiven. Das Museum als physischer Raum wirkte also außerordentlich unterstützend für das partizipative Sammlungsformat im Rahmen der Ausstellung „Ein anderes Land“, ein Format, das sich während der Laufzeit dynamisch weiterentwickelte.

Im Projekt „Objekttage“ wiederum blieb das Museum als Institution eher abstrakt: Da der Sammlungsauftrag des Jüdischen Museums Berlin – anders als bei den übrigen jüdischen Museen in Deutschland – sich nicht auf Lokal- oder Regionalgeschichte beschränkt, kooperierte das Jüdische Museum Berlin in diesem Projekt mit jüdischen Gemeinden, jüdischen Organisationen und wissenschaftlichen Einrichtungen in anderen Städten. Als Gäste durften die Projektbeteiligten dort nicht nur Räumlichkeiten und Infrastruktur für die Durchführung der „Objekttage“ nutzen, sondern wurden immer auch bei der Durchführung der Interviews personell durch Gemeindemitglieder oder Mitarbeiterinnen der Gastinstitutionen unterstützt. Das Museum als physischen Raum für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erfahrbar zu machen, war damit aber nicht möglich. Lediglich der abschließende letzte „Objekttag“ fand im April 2024 in der Akademie des Jüdischen Museums Berlin statt. Sowohl in den Interviews als auch in der begleitenden Kommunikation wurde deutlich, dass der direkte Ortsbezug auch den Blick und das Verständnis dafür schärfte, wie sich das Projekt in die museale Sammlungsarbeit einbettet.

---

<sup>8</sup> Vgl. Lewinsky/Lüdicke/Ziehe: Ein anderes Land, S. 8.

## Grade der Partizipation

Zentral ist die Frage, welcher Grad an Partizipation durch diese Projekte tatsächlich ermöglicht wurde. Nina Simons Differenzierung partizipativer Methoden bietet hier hilfreiche Kategorien an, wenn es um die Grenzen und Konsequenzen von partizipativen Prozessen an Museen geht. Sie unterscheidet in kontributive, kollaborative, co-kreative und gehostete Projekte. In der Reihenfolge der Nennung nimmt bei diesen partizipativen Projekten die Kontrolle der Institution ab, während der aktive und kreative Anteil der Teilnehmenden zunimmt.<sup>9</sup>

Die beiden beschriebenen Projekte bewegen sich zwischen einer kontributiven und einer kollaborativen Methode. Der individuelle Beitrag konnte sich je nach Interesse der einzelnen Person auf eine einmalige aktive Beteiligung an einem vom Museum definierten Prozess begrenzen, indem zum Beispiel ein Objekt zur Verfügung gestellt, die weitere Verwendung und Kontextualisierung jedoch dem Museum freigestellt wurde. Der Rahmen der Projekte erlaubte, förderte und unterstützte auf unterschiedliche Weise aber auch eine kontinuierliche und aktive Einbindung in einen kollaborativen Prozess.

Bei den „Objekttagen“ war die Intensität, mit der die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aktiv eingebunden waren, punktuell während der Veranstaltung sehr hoch: Die Wahl des Objekts oder der Objekte zur eigenen Migrationsbiografie lag ganz bei ihnen. Als Akteure wählten sie also aus, mit welchem Objekt und welcher Geschichte sie sich im Museum repräsentiert sehen wollten. In den Fotoportraits, die für die Sammlung aufgenommen wurden, halten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihr Objekt in den Händen. Brachten sie mehrere Objekte mit, bestimmten sie selbst, mit welchem sie portraitiert werden wollten.

Diese relative Offenheit des Settings führte aber teilweise aber auch zu Unsicherheiten und Unklarheiten auf Seiten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Zwar wurde im Vorfeld der einzelnen „Objekttage“ das Projekt beworben und das Museum versuchte anhand von Beispielen die Breite an möglichen Migrationsobjekten zu erläutern. Trotzdem aber kam es vor, dass beispielsweise alte – und dadurch vermeintlich museale – Objekte mitgebracht wurden, die jedoch keine Erinnerungsstücke oder symbolischen Objekte im Kontext der eigenen Migrationserfahrung darstellten.

Anders als bei den „Objekttagen“ war für die Ausstellung „Ein anderes Land“ eine kontinuierliche und nicht nur einmalig verdichtete Interaktion mit den Protagonistinnen und Protagonisten besser möglich. In zunehmendem Maße gestaltete sich der Sammlungsprozess im Rahmen der Wechselausstel-

---

<sup>9</sup> Vgl. Simon: The Participatory Museum (<https://participatorymuseum.org/chapter5/>).

lung kollaborativ. Die Suche nach Objekten durch den Sammlungsauftruf hatte zunächst einen kontributiven Charakter. Doch nur in wenigen Fällen reduzierte sich der Beitrag auf die Leihgabe oder Schenkung eines Objekts. Vielmehr war die Kontaktaufnahme Anlass und Ausgangspunkt für einen gemeinsamen Prozess, der gleichermaßen vom Museum wie von den Akteurinnen und Akteuren initiiert und befördert wurde.

Der intensive und kontinuierliche Austausch verwischte die Grenzen zwischen themenbezogenem Sammeln und konkreter Ausstellungskonzeption. Die Vielstimmigkeit, die aus dem Prozess erwuchs, übertrug sich in die Art der Darstellung und die Auswahl der Themen, die in der Ausstellung gezeigt wurden. Doch auch wenn, wie oben beschrieben, die Geschichte der Jüdinnen und Juden in der DDR über und durch Zitate und persönliche Objekte und Perspektiven erzählt wurde, so blieb die Entscheidung darüber, wessen Stimme vertreten war und welche inhaltlichen Schwerpunkte letztendlich gesetzt wurden, eine kuratorische Entscheidung – informiert durch den partizipativen Prozess.

Auch die Entscheidung darüber, ob ein zur Schenkung angebotenes Objekt tatsächlich Aufnahme in die Sammlung fand, lag bei beiden Projekten ausschließlich auf kuratorischer Ebene und war den Erwerbungskriterien des Sammlungskonzepts verpflichtet. Um den aktiven Beitrag unserer Protagonistinnen und Protagonisten zu unserer Sammlungsarbeit trotzdem so gut wie möglich auch langfristig sichtbar zu machen, dokumentieren wir die Objekte in unserer Objekt- und Mediendatenbank zusammen mit den Objektgeschichten. Diese stehen gleichberechtigt neben der Objektbeschreibung und -recherche. Ziel ist es, damit eine Multiperspektivität abzubilden. Widersprüche, die dadurch entstehen, werden dokumentiert, ohne dass die narrativen Objektgeschichten in Frage gestellt werden.

## Schluss

Die beiden partizipativen Projekte brachten für die Sammlung des Jüdischen Museums Berlin einen doppelten Mehrwert. Zum einen wurden dem Museum Objekte und die mit ihnen verbundenen Narrative anvertraut. Dies erlaubt es, bisher marginalisierte und unbekannte Stimmen und Perspektiven in Präsentationen sichtbar zu machen und die materielle und immaterielle Überlieferung jüdischer Geschichte in Deutschland nach 1945 in ihrer Vielstimmigkeit für die Zukunft zu bewahren.

Zum anderen boten die Projekte dem Museum einen Anlass, sich mit der Frage nach den Grenzen und Herausforderungen partizipativer Sammlungsar-

beit im Allgemeinen und mit der vermeintlichen oder tatsächlichen Reibung zwischen dem Auftrag einer überregional sammelnden Bundeseinrichtung und einem an den aktuellen Entwicklungen in der Museumspraxis orientierten methodischen Ansatz auseinanderzusetzen. Die Partizipation entwickelte sich besonders für die Ausstellung „Ein anderes Land“ prozesshaft. Dabei wechselten sich auch die Rollen von Akteuren und Kuratorinnen in ihren jeweiligen Expertisen ab, indem das Experten- und Erfahrungswissen der Akteure sich entscheidend auf die Konzeption auswirkte, ohne dass kuratorische Entscheidungs- und Arbeitsprozesse geöffnet wurden.<sup>10</sup>

Nicht pauschal beantworten lässt sich allerdings die Frage, welche Erkenntnisse einzelne Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Projekten ziehen.<sup>11</sup> Setzte die Teilnahme einen Prozess der Auseinandersetzung mit Aspekten der eigenen Geschichte in Bewegung? Wurden sie sich der Relevanz der eigenen Geschichte in historischer Perspektive bewusster? Denken sie nun anders über den immateriellen Wert von Objekten nach? Haben die Projekte die Verbindung zwischen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus der jüdischen Gemeinschaft und dem Museum gestärkt und Wissen auf beiden Seiten erweitert? Fühlen sich die Teilnehmenden dem Museum nun verbunden, betrachten sie es als passenden Ort für die Bewahrung ihrer Geschichte und Objekte? Dies gemeinsam mit den Teilnehmerinnen und Stiftern zu reflektieren, könnte ein nächster Schritt sein, um die Chancen, aber auch die Herausforderungen und Grenzen partizipativer Sammlungsarbeit weiter auszuloten.

## Bibliografie

- Akkiliç, Arif/Bakondy, Vida/ Bratić, Ljubomir/Wonisch, Regina (Hrsg.): Schere Topf Papier: Objekte zur Migrationsgeschichte, Wien 2016.
- Berger, Karl C./ Pereña, Helena/ Yıldız, Erol: Über das Projekt „Hier Zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“, in: Wolfgang Meighörner (Hrsg.): Hier zuhause: Migrationsgeschichten aus Tirol: Tiroler Volkskunstmuseum, 2.6.–3.12.2017, Innsbruck 2017, S. 7–16.
- Fleckenstein, Jutta: „Zeigt her Eure Dreidl!“; die Entstehung einer temporären Sammlung, in: Susanne Gesser u. a. (Hrsg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content, Bielefeld 2012, S. 266–270.
- Höllwart, Renate: Eine Beziehung mit offenem Ausgang. Sammeln als Versammeln, Vermitteln, Verlernen, in: Martina Griesser-Sternscheg/Nora Sternfeld/Luisa Ziaja (Hrsg.): Sich mit

**10** Einen guten Überblick über die Intensität der Partizipation an Inhalten und Entscheidungen in verschiedenen Projektphasen bietet Weber: „OSTEND // OSTANFANG. Ein Stadtteil im Wandel“, S. 250.

**11** Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommt auch Traska: „Partizipation“, S. 124.

- Sammlungen anlegen. Gemeinsame Dinge und alternative Archive, Berlin/Boston 2020, S. 159–172.
- Jüdisches Museum Berlin (Hrsg.): Objekttage. Erinnerungsstücke und Migrationsgeschichten. Porträts in Deutschland lebender Jüdinnen und Juden. Berlin 2025.
- Lewinsky, Tamar/ Lüdicke, Martina/Ziehe, Theresia: Ein anderes Land. Jüdisch in der DDR. Vorwort zur Ausstellung, in: dies. (Hrsg.): Ein anders Land. Jüdisch in der DDR, Berlin 2023, S. 7–9.
- Simon, Nina: The Participatory Museum, Santa Cruz 2010 (<https://participatorymuseum.org/>).
- Traska, Georg: „Partizipation“ – Marginalisierte Gruppen in Museum und Ausstellungen, in: Ljiljana Radonic/Heidemarie Uhl (Hrsg.): Das umkämpfte Museum. Zeitgeschichte ausstellen zwischen Dekonstruktion und Sinnstiftung, Bielefeld 2020, S. 109–117.
- Weber, Katja: „OSTEND // OSTANFANG. Ein Stadtteil im Wandel“. Die erste partizipative *Stadt-labor*-Ausstellung des *historischen museums frankfurt*, in: Susanne Gesser u. a. (Hrsg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content, Bielefeld 2023, S. 247–250.

